

haben es hier zum Teil mit einem ganz neuen Typ von Caritas Helfern zu tun, die gut informiert, an Mitsprache und Kritik interessiert, eigenständige Arbeit leisten.

„Frankfurt hat einen guten Fundus“

HK: Aber Subsidiarität kann auch heißen, an den größeren Raum abgeben, wenn man selber nur Unzureichendes leisten kann. Frankfurt ist z. B. exemplarisch Ausländerstadt. Die Kirche hat hier große seelsorgliche, große diakonische und – innerhalb der Gesamtgesellschaft – große Integrationsaufgaben. Integration könnte über die Gemeinden geschehen, zugleich aber sind Gemeinden gerade in diesem Bereich auch rasch überfordert ...

Kamphaus: Das sehe ich etwas anders. Gerade aus dem Ausländerproblem kann sich eine Pfarrei nicht heraushalten und es als eine nur die Stadt betreffende Frage ansehen. Von der Frankfurter Bevölkerung ist ein Drittel katholisch, ein Drittel evangelisch, ein Drittel gehört keiner christlichen Konfession an. Von den Katholiken stammen allein 25% aus anderen Ländern: Wir verwenden in dem Zusammenhang nicht gerne das Wort „Ausländer“, sondern sprechen von Katholiken anderer Muttersprachen, weil es bekanntlich in der Kirche keine Ausländer gibt. Bei den katholischen Kindern und Jugendlichen liegt der Anteil derjenigen anderer Nationalitäten weit über 25%. Uns kommt es vor allem darauf an, daß Gemeinden anderer Muttersprachen in bestehenden katholischen Pfarreien und nicht irgendwo im luftleeren Raum angesiedelt werden. Das Ziel ist – in einigen Fällen ist dies auch schon verwirklicht –, daß diese Gemeinden ihre ei-

gene Kirche in Partnerschaft mit einer deutschen Pfarrei erhalten. Damit sollen Integrationsprozesse nach beiden Seiten hin gefördert werden. Das ist übrigens auch eine der großen Chancen einer Weltstadt wie Frankfurt: Sie läßt Weltkirche erfahrbar werden.

HK: Braucht der Katholizismus, um auf diese Weise erfahrbar zu werden, in Großstädten zumal, nicht ein geistlich-kulturelles Zentrum, das ihm als Katholizismus in der Stadt ein Gewicht gibt? Wir meinen damit nicht die „kleinen Vatikane“, die sich Gesamtkirchengemeinden da und dort zulegen, sondern Bischofs- oder Stadtkirchen fürs Übergemeindliche, die religiös und kulturell etwas ausstrahlen.

Kamphaus: Daß der Frankfurter Dom diese Aufgabe erfüllt, hat sich nicht zuletzt beim Frankfurter Domjubiläum in diesem Jahr gezeigt. Man feierte mit etwa 10 000 Menschen gemeinsam auf dem Römerberg. Auftakt und Abschluß des Jubiläumjahres bilden die „Karlsämter“ im Dom, die schon seit Jahren Menschen aus ganz Frankfurt und im Umland anziehen. Auch die Advents- und Fastenpredigten im Dom werden von Gläubigen aus der ganzen Stadt besucht. Solche Erfahrungen von Stadtkirche sind wichtig und dürfen nicht nur auf das gottesdienstliche Leben beschränkt bleiben. Und so etwas braucht sich auch nicht nur im Dom auszudrücken. Frankfurt mit seinem Haus der Volksarbeit und seiner Tradition des Sozialkatholizismus hat einen guten Fundus. Aber man sollte das – siehe Jugendkirche, siehe Caritas, siehe Kunst und Kultur – nicht monozentrisch, sondern polyzentrisch sehen. Je gestreuter solche Zentren sind, um so anziehender können sie wirken ...

Anfang und Ende menschlichen Lebens

Referat von Bischof Karl Lehmann auf dem VII. Europäischen Bischofssymposium

Auf dem VII. Symposium Europäischer Bischöfe vom 12. bis 17. Oktober in Rom (vgl. HK, November 1989, 537) hielt der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Karl Lehmann von Mainz, ein Hauptreferat zum Tagungsthema „Der Umgang des heutigen Menschen mit Geburt und Tod“. Bischof Lehmann behandelte darin die ethischen Fragen, die durch den medizinisch-technischen Fortschritt und durch den Wandel des sittlichen Bewußtseins im Zusammenhang des Schutzes des menschlichen Lebens bei Geburt und Tod aufgeworfen werden. Er sprach dabei als systematischer Theologe mit erkennbar pastoraler Zielsetzung. Als nuanciertes Wort eines Bischofs komplettiert und klärt der Text manche der in den Interviews unserer Novemberausgabe (vgl. S. 506–526) erörterten Fragen zu Sterbehilfe und Euthanasie. Die Zwischenüberschriften sind von der Redaktion.

Das Ziel meiner Überlegungen zum Anfang und Ende des menschlichen Lebens ist in dreifacher Weise begrenzt. Erstens handelt es sich um eine Einführung in einen umfassenden Themenbereich, die sich darum auch nur als gezielte Hinführung zum gemeinsamen Gespräch verstehen will. Eine zweite Begrenzung liegt in der Perspektive dieses Beitrags: Zwar versuche ich aus der Sicht der systematischen Theologie die tragenden Fundamente für weitere Erörterungen sichtbar zu machen, doch kann ich selbst an dieser Stelle die Konsequenzen für die pastorale Praxis nicht in allen Dimensionen entfalten. Dasselbe gilt im Blick auf die Folgerungen für Religionspädagogik und Katechetik, Homiletik und Erwachsenenbildung. Das in Angriff genommene Thema ist auch im engeren Umkreis der systematischen Theologie sehr umfangreich, so daß

ich – und dies ist die dritte Begrenzung – aus den zahllosen Themen und Motiven eine sehr eingeschränkte Auswahl der zu behandelnden Aspekte von Anfang und Ende des menschlichen Lebens treffen mußte. Da das Thema des Anfangs bislang weniger bearbeitet worden ist, möchte ich es vergleichsweise bevorzugt, wenn auch nicht ausschließlich behandeln.

I. Sich einlassen auf die geschichtliche Situation

Seit Jahren stehen Anfang und Ende des menschlichen Lebens wohl in fast allen europäischen Ländern im Mittelpunkt einer vielfältigen Diskussion. Anfang und Ende erscheinen dabei vorwiegend als Grenzsituationen der Medizin. Man denke nur an die Fragen nach den Manipulationen des beginnenden Lebens und an die Probleme der richtigen Wahrung der Menschenwürde beim Sterbenden. Die Diskussion ist dabei weitgehend beherrscht durch ethische und juristische Gesichtspunkte. Alle kennen die fortgesetzte Diskussion und die fast uferlose Literatur über die künstliche Befruchtung und die Therapie der Sterilität, die pränatale Diagnostik und die Forschung an Embryonen, aber auch über Sterbehilfe und Euthanasie, Intensivmedizin und Schmerzbekämpfung. Fundamentale Probleme wie die Feststellung des menschlichen Todes und die Erlaubtheit der Organtransplantation sind eng damit verbunden. Während es sich bei einigen Themen um vereinzelte Grenzsituationen handelt, haben die Fragen im Umkreis von Empfängnisverhütung und vor allem Schwangerschaftsabbruch eine viele, ja fast alle Bevölkerungsschichten umfassende Bedeutung erhalten.

Die öffentliche Diskussion über diese Herausforderungen der modernen Medizin hat auch die Moraltheologie und das kirchliche Lehramt veranlaßt, sich im Lauf der letzten zwanzig Jahre sehr oft zu ethischen Fragen, vor allem der Biomedizin, zu äußern. Ich erwähne nur die Instruktion der Glaubenskongregation vom 22. Februar 1987 „Donum vitae“ über die Achtung vor dem beginnenden menschlichen Leben und die Würde der Fortpflanzung. Zahlreiche Bischofskonferenzen haben sich bei den Gesetzgebungsverfahren in ihren Ländern zu diesen Problemen geäußert und müssen auch künftig immer wieder öffentlich Stellung beziehen. Es besteht kein Zweifel, daß sich in dieser Herausforderung vieles über das konkrete Ethos des Menschen und der Menschheit entscheiden wird.

Es ist zwar verführerisch, unsere Fragestellung auf diese Herausforderung zu begrenzen, denn die damit verbundene Aufgabe des Lehramtes ist wirklich dringlich. Wichtiger jedoch ist es vermutlich, noch vor dem Eintreten in diese spezielleren Themen die diesen Einzelphänomenen zugrunde liegenden Haltungen auf den Begriff zu bringen. Wir vergessen oft, daß die erwähnten Grenzsituationen nur so viel Aufmerksamkeit finden, weil sich die Grundeinstellung des Menschen zum Leben geändert hat.

Längst bevor bestimmte Manipulationen des beginnenden oder des zu Ende gehenden Lebens einsetzen und Anerkennung finden, ist der Umgang mit Geburt und Tod anders geworden. Wandlungen in diesem umfassenden Verständnis von Wirklichkeit sind meistens viel schwerer zu erfassen. Oft handelt es sich um schon lange vorbereitete und fast unmerklich in unser Bewußtsein eingewanderte Verhaltensweisen, die das Denken, Wollen und Handeln nach und nach deutlicher bestimmen. Zwar sind manche Durchbrüche eines solchen Bewußtseinswandels an einzelne historische Ereignisse gebunden, wie z. B. die Geburt der Louise Brown als erster großer Erfolg der In-vitro-Fertilisation, aber diese meist spektakulären und sogar sensationell aufgemachten Geschehnisse sind nicht nur durch oft fast schon Jahrzehnte dauernde Versuche und Experimente vorbereitet, vielmehr ist die Schwelle zu einer anderen Betrachtung des menschlichen Lebens schon längst überschritten. Bevor verbrauchende Experimente mit menschlichen Embryonen erfolgen, hat bereits eine „Versachlichung“ des Embryos stattgefunden, die solche Manipulationen überhaupt erst zuläßt. Ähnliches gilt für das Eingreifen in den Sterbevorgang des Menschen.

Unser Thema kann nur dann mit Aussicht auf einen allgemeinen Erkenntnisgewinn gerade auch für die Glaubensverkündigung und die seelsorgliche Praxis behandelt werden, wenn der neue Stil des Umgangs mit menschlicher Wirklichkeit wahrgenommen und zur Sprache gebracht wird. Dies ist freilich viel schwieriger als die Zuwendung zu einem einzelnen jedem greifbaren und auffälligen Einzelereignis. Darum ist es wohl auch verständlich, daß die Literatur zu den genannten Themen kaum übersehbar ist, während gültige Erkenntnisse im Blick auf den fundamentalen Wandel im Verhältnis zur menschlichen Wirklichkeit sehr viel weniger formuliert und veröffentlicht worden sind. In diesem Sinne möchte ich die Analyse der Einstellungsänderung des Menschen zu Anfang und Ende des Lebens in Angriff nehmen, wobei ich mich zunächst vor allem auf die Geburt beziehe.

Allgemeine Aussagen zum Phänomen der neuzeitlichen Säkularisierung lassen sich nur recht schwer in konkrete kirchliche Handlungsfelder umsetzen. Die Beschäftigung mit den menschlichen Grunderfahrungen von Geburt und Tod kann eine Hilfe dabei sein, das Thema „Säkularisierung und Evangelisierung“ aus einer abstrakt bleibenden und oft auch defensiv orientierten Haltung zu befreien, um so im Kontext der heutigen Kultur genauer und unverkrampfter Punkte der Anknüpfung und des Widerspruchs vom Evangelium her finden zu können. Das Ziel des in diesem Jahr abgehaltenen Symposiums der europäischen Bischöfe speziell zum Umgang des heutigen Menschen mit Geburt und Tod sollte in Zusammenhang mit vorausgegangenen Versammlungen gesehen werden. So hat Papst Johannes Paul II. am 2. Januar 1986 an die Präsidenten der Europäischen Bischofskonferenzen geschrieben: „Die gemeinsamen Überlegungen vor allem auf den letzten beiden Symposien haben deutlich gemacht, daß

die europäische Gesellschaft einen neuen Abschnitt ihres geschichtlichen Weges betreten hat. Auf die tiefen und vielschichtigen kulturellen, politischen und ethisch-geistigen Veränderungen, die schließlich der Struktur der europäischen Gesellschaft eine neue Gestalt gegeben haben, muß eine neuartige Evangelisierung antworten, die es versteht, den heutigen Menschen die bleibende Heilsbotschaft in überzeugender Form neu vorzuleben.“ Der oft verwendete Begriff „Evangelisierung“, der in der Tat das elementare Grundbedürfnis heutiger Pastoral zum Ausdruck bringt, darf kein unverbindliches Schlagwort werden, sondern kann nur dann konkret überzeugende und produktive Kraft gewinnen, wenn er auf die gegebene geistige und kulturelle Situation eingeht und antwortet. Dieses Sicheinlassen auf die geschichtliche Situation muß ohne Vorurteile und ohne Angst geschehen, denn nur so können die heute vielen Zeitgenossen verborgenen Kräfte des Evangeliums im Kontext unserer Welt wirksame Geltung erlangen. Dies ist etwas ganz anderes als billiges Sichanpassen, bei dem man von Anfang an die eigenen Kräfte zu einem fruchtbaren Widerstand verloren hat.

II. Leben ist zunehmend gestaltbar und bestimmbar geworden

Das Leben des Menschen ist in der Neuzeit für ihn selbst immer mehr gestaltbar und bestimmbar geworden. Dies ist nicht nur dem „homo faber“ zu verdanken, der immer mehr die Kunst des technischen Herstellens beherrscht, sondern liegt bereits in dem Vermögen, schicksalhafte Bestimmungen des menschlichen Lebens zu verändern, zu mildern oder gar aufzuheben. Der Mensch ist dadurch nicht nur unabhängiger geworden von den faktischen Gegebenheiten, in die er hineingeboren ist, sondern mehr und mehr konnte er dem Bereich des Zufalls entkommen und sich selbst gestalten. Autonomie ist zu einem Schlüsselwort der modernen Zivilisation geworden. Natürlich mußte der Mensch auch bitter erfahren, daß er endlich ist, nie vom Nullpunkt aus beginnen kann und immer auch von dem, was schon war und ist, mitbestimmt und in gewisser Weise auch gefangengenommen wird. Aus dem Traum reiner Autonomie ist der Mensch oft böse erwacht, indem er sich auf einmal inmitten vieler Fremdbestimmungen vorfand, die ihm nun viel zufälliger und willkürlicher vorkamen als früher. Dennoch bleibt das Leitbild wachsender Autonomie entscheidend, planende Vernunft gewinnt die Oberhand. Dabei geht es nicht nur um die Überwindung biologischer und gar triebhafter Abhängigkeit, sondern auch historischen und sozial bedingten Verflochtenseins. Dieses Ideal bestimmt den Menschen trotz mannigfacher Rückschläge bis heute.

Damit verändert sich auch bis zu einem gewissen Grad der Begriff des Lebens. Geburt und Tod sind nicht mehr einfach von den faktischen Lebensläufen der Menschen bestimmt. Die Lebensdauer ist in den letzten 150 Jahren im Schnitt von ca. 60 Jahren auf bald 80 Jahre gestiegen. Leben ist aber mehr als bloßes Existieren oder Überleben.

Es steht unter einem hohen Anspruch auf Gelingen. Dafür hat sich fast überall das Wort Lebensqualität eingebürgert. Leben hat Anspruch auf eine Erhöhung seiner Qualität, die im übrigen zunehmend rechtlich eingeklagt werden kann. Wo ein Anspruch ist, will und kann er auch nachgeprüft werden. Leben unterliegt einer Qualitätskontrolle. Die vorwiegend verwendeten Kriterien dafür sind Glück – was immer dies ist – und Leidminderung oder gar Leidvermeidung überhaupt. Es wird alles getan, um die Lebensqualität zu sichern, zu verbessern und in einem steigenden Fortschritt immer höher zu führen. Wo dies nicht gelingt, schleicht sich leicht der Gedanke ein, ein solches menschliches Dasein sei nicht „lebenswert“.

Das Hervorbringen von Leben gehört in allen großen Kulturen und Religionen zum Urgeheimnis der Welt. Bewegung und Wandlung, Werden und Vergehen werden im Bild der Geburt anschaulich. Der Mutterschoß wird zum offenbarenden Geheimnis für alles, was ist. Die ganze Erde ist eine Frau, und die Frau ist so etwas wie Erde. Darum sind die Vorgänge des Lebens in engste Beziehung gesetzt mit der Fruchtbarkeit in der Welt. Die weibliche Fruchtbarkeit ist in einen kosmischen Zusammenhang hineinverwoben: die Fruchtbarkeit der Terra Mater. Gebären und Niederkunft sind mikrokosmische Abwandlungen eines Uraktes, den die fruchtbare Erde immer wieder vollzieht. Es müssen nicht massive mythische Symbole und Bilder sein, aber jedenfalls ist das Geheimnis der Fruchtbarkeit und der Geburt mit dem Geheimnis der Erde und des Lebens überhaupt verbunden. Auch wenn die Lebensvorgänge sehr viel nüchterner geworden und entmythologisiert worden sind, so bleibt mehr als ein archaischer Rest. Über Jahrtausende gab es fast eine Art paradiesische Absichtslosigkeit, ob und was für ein Kind in der Liebe entsteht. Auch wenn es schon sehr früh Weisen des Eingreifens in den Zeugungsvorgang gab, so überließen es viele Eltern dem Zufall, ob ein Kind und was für eines aus ihrem Tun hervorging. Im Idealfall folgte dieser Absichtslosigkeit auch eine fraglose Annahme des Kindes. Dabei ist das Kind – mehr oder weniger religiös bestimmt – als reines Geschenk angenommen worden. Das letztlich unerklärliche Wunder neuen Lebens hat auch dann fraglose Annahme verlangt, wenn das Kind den Erwartungen nicht entsprochen haben sollte. Je mehr nun das Handeln der Eltern im Hinblick auf die Zeugung des Kindes von Absichten beherrscht wird und diese Absichten durch Steuerungsvorgänge umgesetzt werden können, desto weniger ist die Entstehung und auch die Qualität des Kindes eine Folge des Zufalls.

Das „Ob“ und das „Wie“ des Kindes fallen mehr und mehr unter die Verantwortung der Eltern. Die Zeugungsabsichten werden damit mehr und mehr zu einem Instrument der Fremdbestimmung des Kindes, ja auch der Herrschaft über es. Diese Tendenzen können im Extremfall dem Selbstzweck und damit der Würde, die jeder Mensch hat, zuwiderlaufen. Je mehr dieser Selbstzweck vermindert wird, um so größer wird die Gefahr des Verstoßes gegen die Würde.

An dieser Stelle muß man behutsam sein. Nicht jedes „Planen“ und absichtliche Wollen des Menschen darf bereits unter die Kategorie des Machbarkeitswahns subsumiert werden. Der Mensch ist nicht nur ein Wesen der Natur, die schicksalhaft empfängt, sondern immer auch ein Wesen bestimmender Vernunft, die alles, was ihr vorgegeben ist, spontan und willentlich gestalten kann. Umgekehrt ist der Mensch nie nur reiner Geist, dem alles nur „Material“ ist, das zu beliebigen Zwecken dient, sondern er ist immer auch auf die ihn umgebende und tragende Natur angewiesen, mit der er durch die gemeinsame Kreativität verbunden bleibt. Ohne einen ständigen Ausgleich zwischen Natur und Vernunft, Natur und Kultur kann der Mensch nicht wahrhaft menschlich leben. Wenn er ganz aus diesem Naturzusammenhang heraustritt, gefährdet er sich selbst. Absichtlich übernommene Verantwortung und Planung in diesem Sinne widersprechen nicht dem Auftrag zur Weitergabe des Lebens. Mit Recht hat darum die Enzyklika „Humanae vitae“ in Fortführung der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ den Begriff der „verantworteten Elternschaft“ aufgenommen und vertieft. Ein gewisses Maß an Absichtlichkeit und Planung darf also bei der Erzeugung eines Kindes in Kauf genommen werden. Aber es ist kein Zweifel, daß dabei das Eigenrecht des beabsichtigten Kindes nicht beeinträchtigt werden darf. Die gehegten Erwartungen müssen zurückgestellt werden, wenn das Recht des Kindes auf seine eigene Existenz seine Annahme verlangt. Der Ausgleich zwischen Absichtlichkeit und Künstlichkeit einerseits und Vorgegebenheit und Natürlichkeit andererseits ist dabei eine Aufgabe, die einer besonders hohen ethischen Verantwortung unterliegt. Jede Planung kann hier tiefe Gefährdung bedeuten, aber diese Gefährdung muß nicht automatisch zwangsläufig eintreten.

Kindesankunft beginnt also nicht erst mit der Geburt, ja nicht einmal nur mit der Empfängnis und Zeugung eines Menschen, sondern hat bereits mit der vorbereitenden Grundeinstellung zu tun. Wir nennen dies mit oft wenig Problembewußtsein „Familienplanung“. In der Tat hat das Paradigma der Familienplanung in den vergangenen Jahrzehnten die Industrieländer gleichsam wie im Sturm erobert. Familienplaner sprechen vom kontrazeptiven Jahrhundert oder von der kontrazeptiven Revolution. Durch die planende Vernunft wird die Ankunft des Kindes zeitlich festgelegt. Sie wird dem Elternwunsch verfügbar gemacht. Der Arzt wird dadurch zum Erfüllungshelfen eines solchen Kinderwunsches. Die Befruchtung in der Retorte ist durch den absoluten Wunsch nach einem Kind bestimmt. Es bleibt zweifelhaft, ob das Kind unter diesen Voraussetzungen wirklich noch ein ausreichendes Eigenrecht besitzt.

Wenn der Aspekt eines solchen unbedingten Wollens vorherrscht, verwandelt sich Zeugen in Produzieren. Im Zeugen wird bei aller Absichtlichkeit das Gelingen nicht beherrscht. Darum ist das Kind ein Geschenk und ein Segen. Das Können des Menschen weiß um sein Angewiesenbleiben auf das Gelingen. Das „Machen“ hingegen löst

sich aus diesem Lebenszusammenhang und ist darum auch, wenn die technischen Möglichkeiten gegeben sind, zu allem entschlossen. Wenn man sich auf Machbarkeit eingestellt hat, gibt es keine Grenzen. Manipulation ist ein solches „gemachtes“ Handeln. Das Kind jedoch, das empfangen wird, ist und bleibt bei aller Hoffnung ein Geschenk, ein Aufblitzen von Neuheit, ein unmittelbarer Ursprung und unvermittelter Anfang. Man kann es letztlich nicht planerisch vorwegnehmen.

Wenn das Kind in zunehmendem Maß „gemacht“ wird, verändert dies – wenigstens auf die Dauer – die Haltungen und Erwartungen, ja die ethischen Verhaltensweisen des Menschen. Die Planung und Absichtlichkeit des Zeugens schaffen nicht schon von selbst eine Produktionsmentalität, aber durch eine unreflektierte technische Unterstützung oder gar Manipulation wird ihr in enormer Weise Vorschub geleistet. Ein solches Kind wird „angeschafft“ und erscheint wie ein „Produkt“, das der Qualitätskontrolle unterworfen wird; es liegt eine unheimliche Gefährdung in der Möglichkeit des „Machens“. Diese beginnt schon damit, daß die Empfängnisregelung auch das Nichtentstehen nicht bloß planen, sondern auch wirksam herbeiführen kann. Wer sich selbstverständlich daran gewöhnt, droht immer mehr einer Produktionsmentalität zu verfallen. Dies kann aber eine geradezu diabolische Konsequenz zur Folge haben: Was man so „machen“ kann, kann man auch mit derselben Einstellung „weg-machen“. Dies ist nicht zwangsläufig so, wenn der Mensch absichtlich zeugen will, aber er muß sich unter den Bedingungen heutiger Herrschaftsmöglichkeiten dieser abgründigen Versuchung bewußt bleiben. Man denke nur an ein gewiß ganz seltenes, aber immerhin reales Beispiel: Eine Mutter, die ein mit Mühen extrakorporal erzeugtes Kind austrägt, läßt dieses im dritten Monat abtreiben, weil sie immer mehr von der Überzeugung beherrscht wird, der Mutterschaft und also der Ankunft des Kindes psychisch nicht gewachsen zu sein.

III. Unsere Errungenschaften sind ambivalent

Von diesen Grundhaltungen und Rahmenbedingungen her muß man auch die Geburt „näher betrachten“. Geburt und Tod waren bis in unser Jahrhundert hinein weithin dem menschlichen Verfügen entzogen. Sie waren Geschick, Schicksal. Die Technisierung der Medizin erscheint gegenüber Verhängnissen, die sich nun ereignen, als große Hoffnung und Erwartung. Es kommt aber darauf an, daß man den Gesamtbefund sorgfältig in den Blick bekommt. Auch hier muß man dankbar zunächst die positive Bilanz sehen. Die Säuglingssterblichkeit konnte so gegenüber ca. 30% Anfang des 19. Jahrhunderts auf etwa 2% gesenkt werden. Die Müttersterblichkeit ist fast zum Verschwinden gebracht worden. So ist die Geburt für sehr viele Frauen im wesentlichen risikofrei geworden.

Diese unbestreitbaren Verbesserungen sind einhergegan-

gen mit einer oft tiefgreifenden Veränderung des Milieus, in dem das Kind zur Welt kommt. In knapper Diktion kann man folgende Gesichtspunkte zusammenfassen:

1. *Die Medikalisierung des Geburtsvorgangs:* Zeugung und Schwangerschaft, Geburt und Säuglingszeit werden medizinisch aufwendig begleitet und kontrolliert, ja in gewisser Weise gesteuert. Dabei spielen auch ökonomische Kräfte eine Rolle: Leben und Gesundheit gelten mehr und mehr als kaufbar und durch Einsatz finanzieller Mittel optimierbar. Dies erzeugt begreiflicherweise einen Anspruch auf die Steuerung der Lebensvorgänge.

2. *Technisierung des Geburtsvorgangs:* Die relativ risikofreie Geburt verlangt zu ihrer „Normalität“ nicht nur einen klinischen Entbindungsraum mit bestimmten Laborbedingungen, sondern auch eine apparative Ausstattung mit den notwendigen Instrumenten. Eben diese Technisierung, zu der auch die Bestimmung des Zeitpunktes der Kindesankunft – wenigstens in bestimmten Grenzen – gehört, ist eng verbunden mit einer *Verwissenschaftlichung*, welche eine neue Form des Umgangs mit dem Geburtsvorgang bedeutet. Geburt und Tod werden so viel stärker zu einem Gegenstand menschlicher Aktivität, rationalen Kalküls und technischer Beherrschung.

3. *Herauslösen des Geburtsvorgangs aus dem normalen Lebenszusammenhang:* Die aufgezeigten Rahmenbedingungen für eine möglichst risikofreie Geburt bedeuten natürlich eine Veränderung der Umwelt, in der das Kind das Licht der Welt erblickt. Das klinische Wissen und die Möglichkeiten medizinisch-technischer Hilfe erfordern weitgehend die Geburt in der Klinik. Auch wenn es hier gegenläufige Tendenzen gibt, vor allem in Holland, so ist die Grundtendenz zur Gestaltung der Geburt wenig verändert. In der Tat ist die Durchführung der Geburt und die Betreuung eines Neugeborenen in unseren Wohn- und Arbeitsverhältnissen sehr schwer. Man muß jedoch erkennen, daß der Geburtsvorgang dadurch im ganzen in Gefahr gerät, einer gewissen Anonymität zu verfallen. Die Frau ist das Exemplar, an dem der Geburtsvorgang technisch optimal durchgeführt wird. Arbeitsteilung und Klinikorganisation, z. B. durch den Schichtbetrieb, erschweren die Begleitung der gebärenden Frau durch einen persönlich vertrauten Menschen. Der Einschnitt in der Biographie ist wie ein Zwischenfall, der möglichst kurz und folgenlos überwunden werden muß. Ich überzeichne damit bewußt ein wenig.

4. *Übergang der Verantwortung und des Wissens an Experten:* Mit dieser Entwicklung ist auch verbunden, daß die Geburtshilfe eine ausgesprochen professionelle Tätigkeit wird. Das Hebammenwissen beruhte früher weitgehend auf großer Erfahrung, ermöglicht durch Kenntnis einer langen Tradition und durch die solidarische Hilfe von Frauen, die den Vorgang der Geburt als Betroffene verstehen und begleiten können. Diese Form des Wissens verschwindet zwar nicht, wird aber doch mehr und mehr ersetzt durch Beherrschung der Anatomie, klinische Fachlichkeit und Zuständigkeit bei pathologischen Abläufen. Die normale Geburt wird im Zusammenspiel mit der aufgezeigten Verwissenschaftlichung und Technisierung

mehr und mehr unter dem Aspekt der Risikominderung gesehen.

Es ist mir bewußt, daß es in der Zwischenzeit längst Gebewegungen gibt, die die Schattenseiten dieser Entwicklungen auszugleichen versuchen. Das Verlangen nach einer „natürlichen Geburt“, nach alternativen Hilfen der Geburtsunterstützung und die „Rooming-in-Bewegung“, welche die Trennung von Mutter und Kind weitgehend rückgängig macht, sowie das Selbststillen der Mütter zeigen diese Korrekturen. Man möchte die „kühle“ Geburt überwinden. Das Gebären erscheint als elementare Erfahrung der Frau als Frau. Auch im Blick auf die Partnerschaft wird nicht selten erklärt, daß bei der Geburt des (ersten) Kindes das Paar erst „geboren“ wird. Der Vater erhält beim Geburtsvorgang und danach neue Rollen. Man kann sogar sagen, daß die emotional eher abgekühlte Geburt durch solche Gegenkräfte manchmal geradezu mystifiziert und romantisiert wird. Die Menschen haben dabei das Bestreben, die Geheimnislosigkeit eines stark technisch gesehenen Vorgangs zu überwinden. In diesem Zusammenhang wird immer wieder gefordert, daß mehr Frauen unter den Ärzten in der Geburtshilfe tätig werden, weil man ihnen durch Einfühlungsvermögen und Selbsterfahrung eine größere Nähe zutraut. Mindestens können sie eine wichtige Dolmetscherrolle zwischen dem Arzt und der Schwangeren übernehmen.

Es sei ausdrücklich zugestanden, daß hier viele Korrektive am Werk sind und daß die Situation nach Ländern stark verschieden ist. Es geht hier jedoch darum, den Grundtyp der Geburtsgestaltung in unserer gegenwärtigen Zivilisation wenigstens annähernd zu beschreiben. Wer den skizzierten Tendenzen widerstrebt und z. B. die Geburt stärker in den eigenen Lebenszusammenhang integrieren möchte, muß nicht nur großen persönlichen Einsatz, Mut, Hilfe von Freunden und oft auch finanzielle Möglichkeiten haben, sondern er muß unter Umständen auch größere Risiken auf sich nehmen und einer gewissen Ideologie optimaler Sicherheit widerstehen.

Was für die Geburt gesagt worden ist, gilt in gewisser Weise auch analog für die Gestaltung des Sterbens in unserer Gesellschaft. Auch die Vorgänge des Sterbens ereignen sich für viele Menschen in gesellschaftlich eingegrenzten Bereichen, so daß viele Bürger mit dem Ort des Sterbens nicht in Berührung kommen. Der Anfang und noch mehr das Ende des Lebens werden zu fremdartigen und unheimlichen Erfahrungen des Menschen. Ähnlich wie bei der Geburt gibt es die Klinisierung des Todes, d. h. seine Herauslösung aus dem sozialen und biographischen Kontext. Das Sterben ist kein sozialer Vorgang mehr. Es findet häufig mit anderen Bezugspersonen statt als den aus dem bisherigen Leben vertrauten. Der Sterbevorgang selbst ist oft ein einsamer dramatischer Kampf des Arztes und seiner Helferinnen und Helfer gegen den Tod. Auch hier ist das Sterben dem ärztlichen Experten übereignet. Die Zuständigkeit der Wissenschaft erstreckt sich mehr und mehr auch auf den Tod („Thanatologie“, „Thanatotherapie“). Überhaupt wird der Tod mehr und mehr von

der Krankheit her gesehen. (Im Weltmaßstab ist dies freilich anders: Hier sind es immer noch in der Mehrzahl die Kinder, die sterben.) Der Tod als soziales Ereignis und als letzte Handlung des Sterbenden selbst treten immer mehr zurück. Das alltägliche Wissen um einen Vorgang, der elementar zum menschlichen Leben gehört, nimmt rapid ab. Um so größer ist die menschliche Katastrophe, wenn ein naher und geliebter Mensch stirbt. Der Tod wird vom Sterben abgetrennt und erscheint vorwiegend als Niederlage des Arztes. Weil man den Tod als allgemeine Bestimmung des Menschen nicht anzunehmen bereit ist, will man ihn oft dadurch beherrschen, daß man seiner Macht zuvorkommt. Freitod (Selbstmord) und aktive Sterbehilfe sind solche Versuche, bis zum Ende selber zu bestimmen, wann es sich nicht mehr lohnt zu leben. Manche Formen gerade der aktiven Sterbehilfe dienen dabei dem Zweck, Leid und Schmerz grundsätzlich und umfassend zu vermeiden. Es wäre nicht schwer, diese Tendenzen weiterzuverfolgen, z. B. bis zur Organisation der Trauer nach dem Tod und zur Praxis der Bestattungsunternehmer. Die Hospiz-Bewegung ist freilich eine wichtige Gegenbewegung geworden.

Diese ersten Hinweise zeigen uns das durchschnittliche Gesicht von Anfang und Ende des heutigen Menschen. An diesen Phänomenen wird deutlich, wie ambivalent unsere Errungenschaften sind, wie tief sich die großen Geheimnisse des Lebens und des Sterbens vielen Menschen verbergen können und wie groß die Anstrengungen sein müssen, um in dem modernen Kontext, dem man nicht einfach entfliehen kann, Gegenkräfte und Korrektive zur Entfaltung bringen zu können.

IV. Antworten, die der Glaube geben kann

Wie kann der Glaube eine Antwort finden auf diese Situation? Diese wird nicht gefunden, wenn man nur einzelne Symptome betrachtet oder alles kasuistisch lösen will. Es geht grundsätzlich um den Umgang mit der Wirklichkeit und um unser Verhältnis zum Leben. Darum kann nur eine Erneuerung des Wissens um unsere Kreatürlichkeit und die daraus resultierenden Grundhaltungen weiterhelfen. Man müßte dies gewiß jeweils anders in Richtung des Anfangs und des Endes des Lebens entfalten, was hier mit Ausführlichkeit zu leisten uns nicht möglich ist. Darum möchte ich mich mit dem grundlegenden Ansatz begnügen, auch wenn dies noch nicht befriedigend ist.

Die Kreatürlichkeit unseres Lebens ist uns heute tief verborgen. Wir empfinden unser Dasein als beinahe selbstverständlich. Wenn es in seiner Lebenstüchtigkeit gestört wird, merken wir, daß wir nicht allmächtig sind. Je mehr wir „machen“ können, um so höher werden die Ansprüche. Dies erzeugt eine Art von doppelter Revolution gegenüber unserer eigenen Wirklichkeit: Wenn wir die Brüchigkeit unseres Lebens erfahren, lehnen wir uns oft in einer letzten Revolte dagegen auf, protestieren bitter

und aggressiv gegen unsere Grenzen und üben manchmal eine letzte Form der Herrschaft dadurch aus, daß wir durch Selbstzerstörung uns aufgeben. Wir wollen dann auf Biegen und Brechen unseren Willen durchsetzen, koste es, was es wolle. Wer die Ohnmacht des eigenen Lebens erfährt, kann sich aber auch dadurch aufgeben, daß er in eine schicksalhafte Ergebenheit versinkt, die wie ein Trancezustand, ein Traum, endloser Schlaf, Trostlosigkeit und Tod anmutet. Dieses Verlöschen kann in mancher Hinsicht auch durch Drogen und Pharmaka unterstützt werden. Wir sind endlich. Wir sind weder die Schöpfer unserer selbst, noch können wir unsere Existenz verlängern.

Kreatürlichkeit ist nicht gleichzusetzen mit bloßer Vorfindlichkeit und nackter Existenz, welche die Signatur bloßer Zufälligkeit an sich trägt. Wer das Dasein als ein geschöpfliches versteht, leugnet nicht dessen Begrenztheit, faßt sie aber ganz anders. Das Geschöpf weiß, daß es nicht notwendig sein muß und dennoch ist. Kreatürliche Wirklichkeit erklärt sich nie aus ihr allein. Sie verweist auf einen Urheber, der keinem Zwang unterliegt. Darum können wir immer nur wiederum staunen, daß es die Welt gibt. Alles, was ist, ist uns unverdient zugekommen. Etwas, was nicht notwendigerweise sein muß, aber dennoch ist, hat gerade in der Grundlosigkeit seiner Existenz eine eigene Schönheit. So ist alle endliche Wirklichkeit verdanktes Leben. Darum ist die kreatürliche Wirklichkeit immer ganz offen und transparent auf ihren Urheber hin. Sie hat Selbständigkeit und Eigenwert nur dadurch, daß sie von ihrem Grund her offen und aufgehell ist durch diesen Bezug. Das Geschöpf kann sich freilich verschließen und diese kreatürliche Armut seiner selbst leugnen. In der Verweigerung der Annahme kreatürlicher Armut liegt der Ursprung von so etwas wie Sünde. Auflehnung gegen das eigene Sein und gegen den Herrn des Lebens.

Unsere Welt kennt vermutlich nicht mehr sehr viele herausragende Beispiele, die eine solche Erfahrung erleichtern. Ich möchte dennoch drei solche Erfahrungsfelder nennen. Alle sind dadurch gekennzeichnet, daß ein Mensch dem anderen zurufen kann: Es ist gut, daß es dich gibt. Wir erfahren dies in der Freude bei der Geburt eines Menschen, in der Liebe zwischen Mann und Frau und im Dank dafür, daß ein alter, kluger Mensch noch lange bei uns lebt und uns z. B. durch die Erfahrung und Weisheit des Alters bereichert. Eine solche Wirklichkeit reicht tief. Sie ist uns in ihrer letzten Gründung zunächst entzogen. Sie erschöpft sich nicht nur in der platten, fast banalen Vorfindlichkeit, die auch von Langeweile, Überdruß und Ekel geprägt sein kann gegenüber dem Leben. Diese Wirklichkeit ist auch älter als unser Denken, selbst wenn sie uns nur in der Erkenntnis voll aufgeht. Kreatürlichkeit hat ihren Anfang im Unvordenklichen. Wir stoßen am Ende auf die unerklärliche Freigebigkeit Gottes. Darum empfangen wir auch dankend dieses Geschenk, können die Welt und uns selbst als Schöpfung und Geschöpf bejahen. Allerdings kann sich dieses Gutsein der Schöpfung verhüllen, in das Gegenteil verkehren und so beinahe zer-

stört werden. Alle Wirklichkeit wird getragen von der letzten Güte Gottes und braucht darum als gemäße Antwort Billigung, Zuversicht, „Mut zum Sein“ und „Urvertrauen“. Kreatürliche Wirklichkeit ist nur dann voll verwirklicht, wenn sie diese grundlegende Affirmation zur Sprache bringt und immer wieder bekundet, wie wir dies z. B. als Grundzug der Kindheit entdecken können.

Der Geschenkcharakter des kreatürlichen Lebens darf jedoch nicht romantisch verklärt werden. Im Bereich des Menschlichen ist das Geschöpf immer auch beteiligt am Schöpfertum Gottes. Die Schöpfungserzählungen in Gen 1–3 rufen den Menschen als Ebenbild Gottes auf zur Fruchtbarkeit, zur Herrschaft, zur Ordnung der Welt durch die Sprache und zum kühnen Neuentwurf durch das „Bauen“. Aber diese wahrhaft schöpferische Kraft ist dem Menschen nur als verliehene zu eigen. Dieses Anvertrauen schöpferischen Tuns ist nicht ein für allemal am Anfang geschehen, sondern ist ständige Struktur kreatürlicher Existenz. Alles, was der Mensch von sich aus kann, ist ihm anvertraut und ausgeliehen. Er hat ein Mandat mit einem umfassenden Radius an Selbständigkeit, aber er verfügt nicht als Herr des Lebens über alles, was ist. Der Mensch ist auch hier das Wesen der Mitte, das zugleich Geschöpf und Schöpfer, Geschenk und Selbstbestimmung, Gabe und Aufgabe ist. Immer ist er am Gelingen seines Tuns beteiligt. Aber er „macht“ nicht alles im Sinne einer Schöpfung aus dem Nichts. Er braucht immer den Segen eines anderen, wenn sein Tun fruchtbar werden soll.

Der Ausgleich zwischen diesen beiden Grunddimensionen muß immer wieder neu gefunden werden. Er steht nicht einfach von vornherein im Sinne einer prästabilierten Harmonie fest. Er hat auch keinen angeborenen oder ein für allemal erworbenen Maßstab. Das Mischungsverhältnis zwischen Bewahren und Gestalten, Rezeptivität und Aktivität hat unterschiedliche epochale Stile und Maße. Ein Zeitalter, das nur mühsam die Gewalt der Natur bändigte und überwältigte, mußte versuchen, die Souveränität und Herrschaft des Menschen zu festigen. Unsere Gegenwart, die weitgehend nur ihr grenzenlos scheinendes Schöpfertum erfährt, muß ihrer Grundlagen eingedenk bleiben: Sie ist lebensnotwendig angewiesen auf die Erde und den Erhalt ihrer „natürlichen“ Lebensbedingungen. Schöpfung ist nie nur „Naturwüchsigkeit“, sondern zur geschichtlichen Verantwortung übergebene, gepflegte Einheit von Natur und Kultur.

Diese Grundstruktur wird sehr wichtig, wenn man nun die einzelnen „Rollen“ miteinander vergleicht: Eltern und Kind, Helfer bei der Geburt und Gebärende, Arzt und Kranker. Sie stehen sich nicht absolut gegenüber wie Herrscher und Beherrschte, schöpferischer Demiurg bzw. Ingenieur und gestaltloses Material, Herr über Leben und Tod und Opfer, Subjekt und Objekt. Wer seine eigenen technischen und wissenschaftlichen Möglichkeiten absolut setzt, gerät in Gefahr, den anderen als „Objekt“ und „Sache“ zu degradieren. Er tut sich mit seinen Möglich-

keiten verfügender Herrschaft schwer, den anderen als mit gleicher Würde begabten Menschen zu sehen, ja als Subjekt und Partner. Aus dieser Position heraus entsteht immer die Gefahr, den anderen nicht voll als Träger eigener Rechte und in seiner Eigenwirklichkeit zu sehen, sondern nur als Ziel der eigenen Aktivitäten. Dies läßt sich z. B. leicht beim Umgang mit einem Kinderwunsch feststellen, der unter allen Umständen zu realisieren ist. Das biblische Menschenbild hat für solche Versuchungen unübersehbare Warnungen und wirksame Bremsen bereit: Der andere steht mir niemals entgegen nur als „Objekt“, da er als Ebenbild Gottes stets schon gleiche Würde hat wie ich in meiner ihm überlegen scheinenden Rolle; die gemeinsame Kreatürlichkeit verbindet durch die Teilhabe am selben menschlichen Geschick mehr, als daß sie trennt; so ist der Arzt in kreatürlicher Solidarität immer auch menschlich Mitleidender und so einfühlsamer Begleiter. Dies gilt nicht nur für den Arzt und seinen erwachsenen Patienten, sondern auch für den Forscher in seinem Verhältnis zu Embryonen, aber auch für die Beziehung des Arztes zu hilfsbedürftigen alten Menschen. Dabei geht es nicht nur um die psychologische Annahme des anderen oder um eine Ethik des Mitleids. Mitmenschlichkeit im elementaren Sinn hilft alle Unterschiede überbrücken, gerade wenn sie augenfällig sind. Dies spürt man nicht nur in der Art und Weise, wie ein Arzt den Sterbenden in den letzten Stunden begleitet, sondern auch wie er das neue Leben, das aus dem Mutterschoß in die Welt drängt, ankommen läßt und behandelt. Eine solche kreatürliche Solidarität kann man nur ausüben, wenn man sich als Weggenosse eines ebenbürtigen anderen und als demütiger Diener des Lebens versteht. Der Experte im neuzeitlichen Sinne ist durch Verwissenschaftlichung und Versachlichung, so unumgänglich sie sind, hier immer gefährdet. Darum bedarf es des Korrektivs durch das vielleicht in den Augen der Fachleute „naiv“ erscheinende Lebenswissen derer, die Erben einer großen Erfahrungstradition sind und als Betroffene über eine authentische eigene Kenntnis verfügen. Der Experte kann hier immer wieder vom „Laien“ lernen. Man denke an die Weisheit erfahrener Hebammen.

V. Die Leidensfähigkeit gehört zum Menschen

Gerade weil das menschliche Leben kreatürlich ist, bleibt es bis zum letzten Augenblick durchsichtig. Es verschließt sich nicht einfach. Sonst erscheint es nämlich in der Grenzsituation als sinnlos. Wenn das Leben seinen Ursprung in einem unvordenklichen Anfang bei Gott hat, der uns in seiner letzten Tiefe entzogen ist und allem Zugriff widersteht, dann ist das Leben auch nicht einfach zu Ende, wenn der medizinische Exitus festgestellt wird. Wer das Menschenbild auf Anatomie und Physiologie, sozialwissenschaftlich feststellbare Bezüge und historisch nachweisbare Verhältnisse reduziert, strandet an der Todeslinie. Wenn der Mensch jedoch als Ebenbild Gottes

von dem ewigen Schöpfer gerufen ist, dann bricht die Gemeinschaft mit ihm im Tod nicht einfach ab. Aber dies kann man nur bei einem ganzheitlichen Verständnis des menschlichen Lebens erfassen. In diesem Licht gehört der Tod auch zum Leben, wie umgekehrt das Leben nicht ohne den Tod gedacht werden kann. Im Angesicht des Todes fallen die Masken des Lebens. Das Leben erhält seine letzte Reife im Gegenüber zum Tod. Was durch diesen Tod hindurch bestehen kann, wird zwar verwandelt, bleibt aber zum ewigen Leben. So wird auch das irdische Leben, gerade wenn es kein Letztes ist, kostbarer und wertvoller.

Wiederum zeigt sich die Transparenz und Metaphorik der tragenden Worte. Der Tod, der das Leben nicht festhält, sondern in seiner ganzen Fülle aus sich entläßt und entbindet, wird zur Wiedergeburt des Menschen. Der Tod ist so der wahre Geburtstag. Dies geschieht nicht erst im physischen Tod, sondern immer dann, wenn das Leben in dieser Zeit selbstlos über sich hinauswächst, sich dahingibt und zur Liebe wird, die als einzige bleibt.

Es bleibt die Frage nach Leid und Schmerz. Unsere Gesellschaft erwartet von der fortschreitenden Beherrschbarkeit der Lebensvorgänge die Vernichtung von Schmerz und Leid. Wo der Schmerz heute Gegenstand der Besinnung, Untersuchung und Forschung ist, erscheint er weitgehend nur in der Perspektive seiner Überwindung. Diese Perspektive wird aber dem Leid und dem Schmerz menschlich wie christlich nicht gerecht, ob es sich nun um eine Gebärende handelt, die jeden Schmerz unbedingt vermeiden will, oder um einen Sterbenden, den man in der Nacht der Bewußtlosigkeit, die den Schmerz fernhält, dahindämmern läßt. Die Leidensfähigkeit gehört zum Menschen. Es gibt im Leiden auch die Möglich-

keit zu einer letzten Reifung. Es versteht sich von selbst, daß dies kein automatischer Prozeß ist. Unerträgliche körperliche Schmerzen können auch jede Leidensfähigkeit beeinträchtigen. Die Bekämpfung dieser Schmerzen ist unter Umständen die Voraussetzung für eine menschliche Bewältigung des Leidens. Die Auseinandersetzung mit Leid und Schmerz geschieht jedoch nicht im passiven Erdulden, sondern im aktiven Tun des Sich-Erprobens. Das Ideal eines schmerzfreien Lebens ist zwar nicht als solches schlecht. Alle Träume von einem besseren und glücklicheren Leben sind davon geprägt. Man kann aber den Schmerz nicht völlig zum Schweigen bringen, ohne dem Leben selbst die notwendige innere Unruhe und den Stachel zu nehmen. Die „Kultur der Analgetika“ steht letztlich nicht im Dienste des Menschen, sondern dieser wird dem „Ideal“ eines schmerzfreien Lebens unterworfen. Die Narkotisierung des Lebens ist ein grundlegender Angriff auf die menschliche Gesellschaft. Sie macht nicht nur unfähig zum Ertragen der eigenen Schmerzen, sondern sie macht uns auch unfähig zur Wahrnehmung und zum Tragen von fremdem Leid.

Damit ist ein Ausblick auf das christliche Geheimnis des Leidens möglich. Symbol für jedes Leid des einzelnen und der Welt ist das Kreuz. Nur wenn man es trägt, ist man ein Jünger Jesu Christi. Man kann die dem Leben zugehörigen Schattenseiten, den Schmerz, die Krankheit und den Tod, nicht einfach abblenden. Es sind die Rückseiten des Lebens. Aber diese Schatten haben nicht das letzte Wort. So wie Jesus Christus nicht im Tod geblieben ist, gibt es auch neue Hoffnung für alle, die ihren Schmerz annehmen und um Vergebung bitten. Dies ist ein Thema von der Taufe bis zum Tod. Anfang und Ende stehen stellvertretend für das ganze menschliche Leben.

Befreiungstheologie für Frauen – oder Religion der Großen Göttin?

Ein Literaturbericht zur feministischen Theologie

Während in der Theologie allenthalben darüber geklagt wird, daß es an neuen Impulsen mangle (vgl. HK, August 1989, 362 ff.), daß „spektakuläre Neuaufbrüche“ und „markante Trends“ nicht in Sicht seien (vgl. HK, Juli 1987, 301), gibt es ein theologisches Lehr- und Forschungsgebiet, das in dieser Hinsicht als Ausnahme von der Regel gelten darf und in dem, nimmt man allein die große Zahl an Neuerscheinungen Jahr für Jahr auf dem theologisch-religiösen Buchmarkt zum Maßstab, weder eine Sättigung des Bedarfes noch auch ein Stillstand der Diskussion festzustellen ist: die feministische Theologie. Erst recht gilt dies dann, wenn man auch die Neuerscheinungen binzunimmt, die sich nicht explizit als

„feministisch“ verstehen, sondern sich mit dem breiten Themenbereich der veränderten bzw. sich verändernden Stellung der Frau in Kirche und Christentum bzw. der Religion und Christentum berührenden Frauenforschung befassen (vgl. HK, Dezember 1988, 574 ff.).

Vor dem Hintergrund eines weitreichenden, auch von seinen Kritikern nicht zu leugnenden Wandels des Verhältnisses der Geschlechter zueinander hat sich mit der feministischen Theologie in den letzten 15 bis 20 Jahren, angestoßen vor allem durch entsprechende Entwicklungen in den USA, eine theologisch vielfältige, der Sache